

Fotos: H.-U. Herding



Die Schießschere erfüllt nicht nur als Zielhilfe ihren Zweck

Vielseitige Schießschere Aus eins mach vier

Auf einer Jagdreise in Polen bekam ich einen Scherenschießstock zum ersten Mal in die Hände. Ich hatte meinen Jagdführer gebeten, mir einen Nußbaumstab als Zielhilfe schneiden zu dürfen. Daraufhin kramte er zwei dünne Haselnußstangen aus dem Schober, die wenige Zentimeter vor dem oberen Ende mit einem dicken Bündel von Gummischnüren verbunden waren. Trotz der einfachen Bauart war die Schießschere den ungeteilten Zielstöcken weit überlegen, weil sie die Waffe auch in Seitenrichtung stabilisiert. Ich machte mir Gedanken über den Nachbau einer derartigen Zielhilfe.

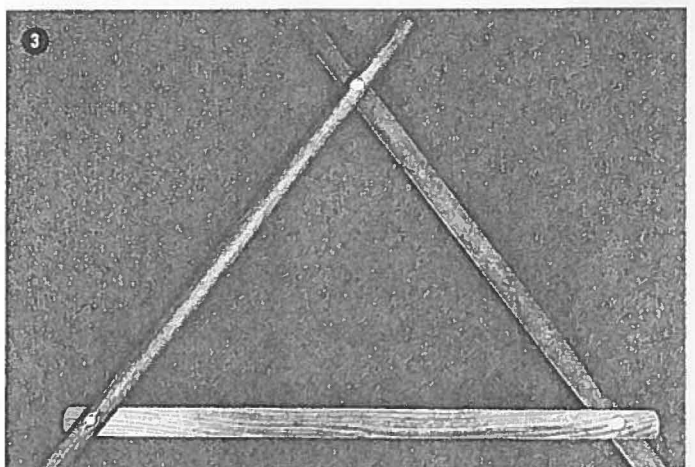
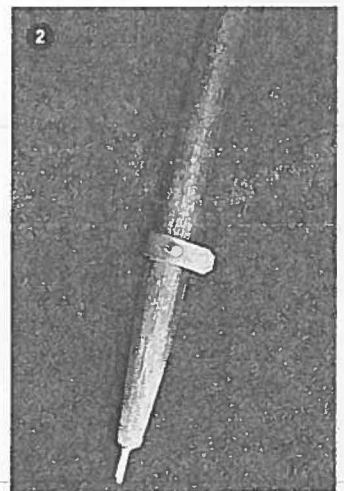
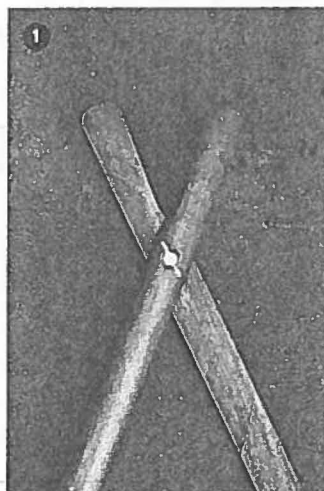
Die eingeklappte Schere sollte einen runden Querschnitt haben und wie ein normaler Pürschstock zu führen sein. Ich

besorgte mir deshalb in der Holzhandlung einen Rundstab von zwei Metern Länge und einem Durchmesser von drei-

einhalb Zentimetern. Der Schreiner halbierte mir das Holz an der Kreissäge. Damit war der schwierigste und mit Hobbygeräten kaum machbare Teil der Arbeit erledigt. Mit Schleifpapier wurden die Schnittflächen geglättet und die relativ scharfen Kanten gebrochen. Die richtige Länge hängt von der Größe des Jägers ab. Sie ergibt sich durch Ausprobieren: Die oberen Enden werden provisorisch zusammengebunden, die unteren Enden der Halbstäbe auf gerader Unterlage auf einen Abstand von etwa 1,5 Meter gespreizt. Durch Anschlagen der Waffe wird die richtige Höhe des Gelenkes festgelegt. Eine Bohrung an der ermittelten Stelle nimmt eine sechs Millimeter dicke Schloßschraube mit Flügelmutter auf. Etwa zwölf Zentimeter über dem Gelenk sägt man den Stock ab und rundet die Enden. Im Bereich, an dem die Waffe Kontakt zum Holz hat, werden die Kanten angefast (Abb. 1).

In die angespitzten unteren Enden der Hölzer werden mit etwas Zweikomponentenkleber lange Nägel in entsprechende Bohrungen eingesetzt. Wer will, kann auch Gummidämpfer benutzen. Etwa eine Handbreit über den Spitzen wird mit ein paar kleinen Nägeln ein schmaler Lederstreifen an eine der Stangen befestigt. Am Fixpunkt dreht man eine kleine Schraube ein, sie dient zum Einhängen des um die Stäbe gelegten Streifens (Abb. 2). Das „Knopfloch“ wird mit einer Messerspitze eingeschnitten.

Die Schießschere in der einfachen Ausführung ist damit fertig. Sie läßt sich zusammengelegt wie ein Pürschstock führen und als einfache Anstreichhilfe einsetzen, wenn es mit dem Schießen einmal besonders schnell gehen muß. Hat man mehr Zeit, wird die Schere geöffnet und die Waffe vor dem Schuß in die Gabel gelegt. Der untergelegte Daumen verhin-



Wildschäden an Sonnenblumenkulturen?

dert das Abprellen vom Holz. Die gespreizten Stützen stabilisieren die Waffe nicht nur in der Höhe, sondern verhindern auch das Ausbrechen in Seitenrichtung.

Da man hin und wieder auch beim Ansitz auf dem Sitzstock eine sichere Gewehrauflage benötigt, sollte man gleich ein zweites Gelenk anbringen, das ein Stück tiefer liegt. Auch hier ergibt sich die Lage der Bohrung durch Ausprobieren. Die Kanten über den Schraubenlöchern werden gebrochen. Die Schloßschraube mit der Flügelmutter kann nun – je nach Bedarf – in die obere oder die untere Bohrung eingesetzt werden. Damit ergeben sich bereits drei Einsatzmöglichkeiten.

Auf die Idee zur vierten Variante brachte mich Wildmeister G. Claußen, als er in WuH den Bau eines großen Holzzirkels für die Entfernungsmessung beschrieb. Ein solcher Zirkel läßt sich aus der Schießschere problemlos herstellen, wenn man die Gelenkschraube in die obere Bohrung einsetzt, die Stahlspitzen auf einen Abstand von zwei Metern legt und an die beiden unteren Bohrungen eine Distanzleiste einpaßt, die den Stock in dieser Position fixiert (Abb. 3). Dabei legt man die schmale Leiste unter die Löcher und bohrt einfach durch. Zwei kurze Schloßschrauben mit Flügelmuttern halten die Leiste fest.

Eine halbe Stunde dauert diese Arbeit – und sie lohnt sich, denn man erhält ein außerordentlich brauchbares Handwerkszeug. Der Meßzirkel ist ideal, um beispielsweise die Entfernung markanter Punkte von Hochsitzen auszumessen und Irrtümer in der Einschätzung der Schußweite zu vermeiden. Die Genauigkeit ist beachtlich. Der Zirkel wird beim Abschreiten einer Strecke am oberen Gelenk gefaßt, eine Spitze eingestochen und der freie Schenkel halbkreisförmig nach vorn geschlagen. Nun setzt man die Spitze in die Erde und schlägt den anderen Schenkel nach vorn. Das geht schon nach kurzer Übung recht schnell. *H.-U. Herding*

Wir bejagen ein 370 Hektar großes Niederwildrevier in der Rheinebene (Nähe Karlsruhe). Es handelt sich um ein Feldrevier mit überwiegendem Anbau von Mais, Sonnenblumen, Getreide, Tabak und Hackfrüchten, neuerdings auch Erbsen und Sojabohnen.

Der Niederwildbesatz war in früheren Jahren sehr gut. Durch immer intensivere Landwirtschaft, Bau neuer Straßen, starke Frequentierung der im Revier vorhandenen Baggerseen durch Erholungsuchende und all die anderen hinlänglich bekannten Gründe sind die Strecken heute sehr mäßig.

Sonnenblumen werden seit etwa fünf Jahren in größeren Mengen angebaut. Bisher hatten wir nie Probleme damit. Aber im letzten Frühjahr kam es gleich faustdick. Zwei Landwirte meldeten auf einer etwa 7,5 Hektar großen, zusammenhängenden Fläche Wildschäden an. Beim Ortstermin konnten wir uns davon überzeugen, daß bei sehr vielen Pflänzchen bis zu einer Größe von drei bis vier Zentimetern Blätter und „Herz“ abgefressen waren und nur noch die Stengel standen. Nach Ansicht der Landwirte war der Schadenanteil ganzflächig so groß, daß nur eine Neubestellung der Felder in Frage kam.

Da uns jede Erfahrung fehl-

te, stimmten wir folgendem Kompromiß zu: Wir übernahmen die Kosten für das Saatgut und die Einbringung; die Landwirte den Rest, d. h. die weitere Bearbeitung und die Ertragsminderung durch die spätere Ernte. Das sollte in etwa einer Teilung des Schadens entsprechen. Unser Anteil betrug etwas mehr als 2500 DM.

Das war schon bitter und mehr als der durchschnittliche Wildbreterlös pro Jahr. Die Felder wurden neu bestellt, und wir waren täglich vor Ort, um durch Maisstreuen an den Rändern eine Wiederholung zu vermeiden. Dabei konnten wir feststellen, daß Fasanen und Kaninchen zwar zu Schaden gingen, aber sicher nicht mehr als höchstens 20 Prozent Anteil verursachten. Was zu jeder Tageszeit zu sehen war, waren Schwärme von Krähen, Haus- und Ringeltauben, Kiebitzen und Drosseln.

Eines Morgens beobachtete ich einen Schwarm Grünfinken von 15 bis 20 Stück mit dem 8x56-Glas und stellte dabei zu meinem großen Erstaunen fest, daß sie die kleinen Sonnenblumenpflänzchen bis auf den Stengel abfraßen. Das ging relativ schnell, und schon war das nächste Pflänzchen „dran“. Ich hatte bei den Kontrollgängen immer wieder solche Grünfinkenschwärme gesehen, ihnen

aber keinerlei Bedeutung zugemessen. Man kann sich leicht vorstellen, daß der auf diese ungeahnte Weise entstehende Schaden nicht gering ist.

Ein befreundeter Landwirt hatte mir glaubhaft versichert, daß er Drosseln bei der gleichen Tätigkeit beobachtet hatte.

Die im letzten Jahr extremen Wetterbedingungen, lange Trockenperioden bei relativ niedrigen Temperaturen, bewirkten ein langsames Auflaufen und Wachsen der Pflänzchen. Dadurch wurde die kritische Zeit ungewöhnlich lang.

In einer Broschüre der Landwirtschaftskammer Rheinland-Pfalz sind als Schädlinge an Sonnenblumenpflänzchen aufgeführt: Reh, Hase, Fasan, Kanin, Taube, Maus, Hamster, Braune Nacktschnecke, Drahtwurm, Tausendfüßler, Erdenlenraupe und Thripse, aber keine Singvögel. Nach allem, was wir jetzt wissen, glauben wir, daß unser „Wild“-schadenersatz unangemessen war.

Ich hoffe, daß diese Beobachtungen und Erfahrungen anderen betroffenen Jagdpächtern helfen, in Schadensfällen zu objektiveren Vereinbarungen zu kommen. Es lohnt sich, der Sache näher auf den Grund zu gehen und nicht gleich „Wildschaden“ zu bezahlen, der keiner ist. *Heinz Schaff*



Schäden während des Auflaufens der Sonnenblumensaat sind nicht immer Wildschäden

Foto H. Dahl